

heute unbeantwortet blieb, seit wann und von wem solche Werke gesammelt wurden, seit wann das Interesse des Sammlers der Erfassung des „unverhüllt zutage tretenden Denkprozesses des Künstlers“ galt, und schließlich, welche Funktionen den „Pseudo-Bozzetti“ zukamen, von denen sich doch offensichtlich sehr viele erhalten haben. Solchen Fragen geht Katrin Kalveram anhand der von dem venezianischen Abbé Filippo Farsetti um die Mitte des 18. Jahrhunderts in seinem Palast am Canal Grande zusammengetragenen, ungewöhnlichen Sammlung auf den Grund. Zugleich entreißt sie die Sammlung und den Abbé der Vergessenheit und zeigt im Vergleich mit anderen zeitgenössischen Sammlungen deren überragende Bedeutung und Wertschätzung im Geistes- und Kunstleben im Venedig des 18. Jahrhunderts. Sie gilt es, wie Katrin Kalveram zusammenfassend feststellt, im Auge zu behalten, wenn man die Terrakotten des 17. und 18. Jahrhunderts im einzelnen analysieren will. Geben einerseits die „originalen“ Bozzetti Auskunft über den Planungsprozeß und die Handschrift eines Bildhauers, so nunmehr auch andererseits die „Pseudo-Bozzetti“ nicht minder interessanten Aufschluß über die Künstlerausbildung und den Kunstgeschmack im Venedig des 18. Jahrhunderts.

MANFRED TRIPPS

Heilbronn

Jürgen J. Rasch: Das Mausoleum der Kaiserin Helena in Rom und der „Tempio della Tosse“ in Tivoli (*Spätantike Zentralbauten in Rom und Latium Bd. 3*); Mainz: Philipp von Zabern 1998; 119 S. 118 Taf.; ISBN 3-8053-1851-0;

Die beiden in der vorliegenden Publikation vorgestellten Rundbauten aus der Spätantike, d.h. dem 4. und dem frühen 5. Jahrhundert n.Chr., genießen jeder auf seine Weise eine gewisse Berühmtheit. Das an der Via Labicana gelegene Mausoleum für Helena, die Mutter Konstantins, hatte seinen in moderner Zeit geläufigen Namen „Torre Pignattara“ von den im Kuppelansatz verbauten Amphoren erhalten. Außerdem schloß es bis 1153/54 die Grablege der Kaiserinmutter, den mächtigen Porphyrsarkophag ein, der heute in den Vatikanischen Museen steht. Der zweite Bau erhielt seinen modernen, bisher nicht recht erklärbaren Rufnamen „Tempio della Tosse“ spätestens im 16. Jahrhundert. Seit dieser Zeit bildete er auch, wohl nicht zuletzt wegen seiner malerischen Lage vor den Toren Tivolis an der Via Tiburtina, ein attraktives Objekt für Zeichner und Stecher. Seine gute Erhaltung verdankte er seiner spätestens im 10. oder 11. Jahrhundert erfolgten Umwidmung in eine Kirche. In seiner ursprünglichen Funktion diente er als Vestibül einer Villa, deren Ausdehnung und Gestalt sich nur noch schemenhaft aus wenigen Resten unterhalb der mächtigen Substruktionen für das Heiligtum des Hercules Victor („Villa di Mecenate“) rekonstruieren läßt.

Trotz ihrer unterschiedlichen Funktion in der Antike wurden die beiden Bauten in der vorliegenden Monographie zusammen behandelt, da sie als einzige Beispiele in Rom und Umgebung den Typus des „Obergadenrundbaus“ anschaulich belegen. Wie der Name andeutet, liegt zwischen dem unteren Wandabschnitt mit seinen

Nischen und der Kuppel ein weiterer Wandabschnitt, dessen Fenster im wesentlichen dem Inneren Licht geben. Ein weiterer Unterschied besteht darin, daß den Bauten, anders als an einer Reihe spätantiker Rundbauten, z.B. dem Mausoleum des Maxentius an der Via Appia, ein Podium fehlt. Deshalb konnten nur die Obergadenrundbauten unmittelbar an Kirchenbauten anschließen, da sie das gleiche Bodenniveau einhielten.

Die Vorbereitungen für die jetzt erschienene Publikation gehen in die Zeit zwischen den Weltkriegen zurück, in der Friedrich Wilhelm Deichmann als Vertreter der frühchristlichen Archäologie und Arnold Tschira als Bauforscher eine umfassende Bearbeitung der späten Rundbauten in Rom und seiner Umgebung in Angriff nahmen. Dazu legten sie eine ganze Reihe von Einzelstudien vor, u.a. auch zu „Torre Pignattara“. Weitere Grabungen klärten vor allem den Grundriß der Basilika von S. Marcellino e Pietro bei dem Helena-Mausoleum und die umliegenden Anlagen, während Cairolì Fulvio Giuliani in seiner Monographie über Tivoli zum ersten Mal für den „Tempio della Tosse“ dessen antikes Ambiente wiederzugewinnen suchte. Es blieb aber weiterhin das Desiderat einer exakten Aufnahme bestehen, welche die Technik, Phasen, Ausstattung und Rekonstruktion der Bauten übergreifend erfaßte und dokumentierte. Diese Arbeit wurde von Jürgen J. Rasch geleistet, der zuvor das Mausoleum des Maxentius an der Via Appia und den Tor de' Schiavi genannten Bau an der Via Prenestina nach den gleichen Standards wie im vorliegenden Band bekanntgemacht hatte. Aufgrund dieser und einer ganzen Reihe weiterer Publikationen kann somit der Autor heute als der beste Kenner spätantiker Rundbauten angesehen werden. Herzstück der Publikation ist die sorgfältige Erfassung des Bestandes anhand von Zeichnungen, Fotos und erläuterndem Text. Daraus ergeben sich – bei allen Beeinträchtigungen des ursprünglichen Baubestandes durch Zerstörungen und spätere Veränderungen – erstaunlich geschlossene und in sich glaubwürdige Rekonstruktionen der ursprünglichen Anlagen.

Eine wesentliche Bereicherung unserer Kenntnis des Baukomplexes an der Via Labicana bietet bei der Rekonstruktion der Basilika die Interpretation der zwei Hofanlagen und ihre Ausstattung mit Mausoleen. Durch die bisherigen Sondagen sind nur Reste von acht solcher Bauten gefunden worden, aber es erscheint nicht ausgeschlossen, daß die Portikus des südlichen und die offene Fläche des nördlichen Hofes als eine Art „Campo Santo“ ganze Reihen von solchen einfachen, kammerartigen Grabbauten enthielt. Der Autor konnte ferner überzeugend die verschiedenen Bauphasen nachweisen. Zunächst wurde in den Jahren vor 330 n.Chr. die Basilika errichtet, deren schräge Lage – verglichen mit dem Lauf der Via Labicana – wohl aus der Position von Grablagen in der früheren Katakombe zu erklären ist. In der ersten Phase stand die Basilika isoliert, mit einer einfachen Vorhalle, im Gelände und war nur von den genannten Höfen eingefast. Durch eine Art Propylon führte ein Weg von der Straße in die Vorhalle der Umgangsbasilika. Dann errichtete man das Mausoleum – nun in Ausrichtung seiner Hauptachse parallel zur Straße – und legte ihm ebenfalls einen Narthex vor, weswegen die Vorhalle der Basilika in mehreren Schritten so eliminiert wurde, daß ihr Platz in ein etwas

erweitertes Arkadenjoch des Kircheninneren umgewandelt werden konnte. Die Ableitung dieser Vorgänge aus den Fundamentresten einschließlich der dort eingefügten Bodengräber wirkt überzeugend, auch wenn die Konsequenzen daraus für die Nutzung der Bauten nicht mehr mit gleicher Schärfe gezogen werden. So hat sich ja z.B. die Eingangssituation dadurch grundlegend verändert, denn der Besucher betrat den Kirchenraum nun nicht mehr durch eine Vorhalle, sondern gelangte unmittelbar in das Seitenschiff. In dieser Konstellation blieb die neuerichtete Vorhalle allein auf das Mausoleum bezogen.

Der Grabbau der Helena läßt sich trotz der tiefgreifenden Zerstörung bis in viele Details hinein wiedergewinnen. In das Innere der Sockelzone waren im Wechsel vier halbrunde und drei rechteckige Nischen sowie der Durchgang zum Narthex eingelassen. Der heutige Durchbruch im Süden ist modern. Über den Öffnungen liegen in der Zone darüber („Obergaden“) sieben große Fenster mit Bogenschluß, die nach außen Nischen mit flachen Halbkuppelabschlüssen markant einfassen. Damit setzte sich die Fensterreihe im Obergaden des Mittelschiffs der Basilika in den Rundbau hinein – wenn auch mit etwas vergrößerten Öffnungen – fort. Der Übergang in den Kuppelbereich wurde dadurch zugleich überspielt, denn die Kuppel setzte schon knapp oberhalb der Fensterzone auf. Ein weiteres Problem stellte offenbar die Konstruktion der Kuppel dar. Einerseits verwendeten die Bauleute am Kuppelfuß mehr Tonamphoren als sonst üblich, wohl in der Hoffnung, den Abbindungsprozeß der Gußmasse zu beschleunigen. Andererseits schufen sie sich damit zwei Risiken. Denn erstens war der Kuppelfuß offenbar zu schwach, wie einzelne Risse im Mauerwerk belegen, und wurde deshalb wohl unmittelbar nach Fertigstellung beträchtlich aufgehöhht, zweitens schwächten die Amphoren den Verbund, so daß die Kuppelschale an dieser Stelle wohl im 11. oder 12. Jahrhundert brach und einstürzte. Die Wirkung des Baus mußte ehemals von der kostbaren Ausstattung vor allem des Inneren bestimmt gewesen sein, die sich insbesondere aus den Marmorverkleidungen der Wände zu erkennen gibt.

Alle diese Details und noch eine Fülle weiterer Daten, z.B. an konstruktiven Eigenarten oder in der metrologischen Disposition, hat der Verfasser in bewundernswerter Präzision herausgearbeitet und in die Bautätigkeit der konstantinischen Zeit eingeordnet. Nach der Lateransbasilika handelt es sich um die erste große Märtyrerkirche in Rom, an der wohl um 315 n.Chr. mit den Bauarbeiten begonnen wurde – parallel zur Basilica Apostolorum (später S. Sebastiano). Nur unwesentlich später dürfte, nach der Logik der Bauvorgänge, das Mausoleum errichtet und fertiggestellt worden sein (ca. 325 n.Chr.). Daraus folgt – die vom Verfasser übernommene gängige Meinung –, daß das Mausoleum ursprünglich für Konstantin geplant und der Porphyrsarkophag für ihn bestimmt war. Erst nach Gründung der neuen Hauptstadt im Osten verlor der Plan seine Bedeutung. So wurde in dem römischen Bau nur seine in den Jahren um 335-37 n.Chr. verstorbene Mutter bestattet.

Der zweite im vorliegenden Band behandelte Kuppelbau bildete, wie erwähnt, das Vestibül einer vor den Toren Tivolis gelegenen Vorstadtvilla. In den Fundamenten des Baus lassen sich noch hinlänglich die Spuren einer Vorgängeranlage erkennen, in der der Eingang offenbar in der Art eines Atriums gebildet war. Als Vestibül enthielt

der Rundbau in der unteren Zone folglich zwei Türen und zwei große Rechtecknischen in der Querachse und dazu im Wechsel wiederum vier kleinere Halbrundnischen in den Diagonalen. Im Obergeschoß fehlte, verglichen mit der Verteilung am Helena-Mausoleum, ein Fenster oberhalb der Eingangstür. Der kleinere und massiver ausgeführte Bau bei Tivoli überdauerte die Zeiten und wurde nach seiner Umwidmung als Kirche neu mit Fresken geschmückt. Seine Datierung läßt sich wegen der Art des Bauwerks – opus vittatum mit breiten Fugen – in die Zeit des letzten Viertels des 4. und in die erste Hälfte des 5. Jahrhunderts n.Chr. datieren. Eine genauere Zuordnung ergäbe sich, wenn man den Bau mit einem Mitglied aus der Familie der Turcii verbinden könnte, die nach Aussage einer in der Nähe gefundenen Inschrift in den Jahren um die Mitte des 4. Jahrhunderts das Gefälle des Clivus Tiburtinus ausgleichen ließ. Ob man nun den Bau wie der Verfasser in den Beginn des 5. Jahrhunderts datiert und somit in der Höhe der Mörtelschichten das entscheidende Kriterium sieht oder die Verbindung mit der Inschrift stärker betont, bleibt vielleicht besser offen. In jedem Fall wird deutlich, daß die Gestalt des Vestibüls eng dem des Helena-Mausoleums folgt und sich von anderen Kuppelbauten der Zeit – u.a. S. Constanza, Mausoleum an St. Peter – deutlich entfernt. Insgesamt läßt sich aber schwer einschätzen, wieviele solcher Bauten es in Rom und Mittelitalien insgesamt gegeben haben mag und wie stark vor diesem Hintergrund die unzweifelhafte typologische Verbindung zwischen den beiden hier publizierten Rundbauten nun als bewußter Rückgriff des einen auf den anderen zu verstehen ist. Man könnte ja auch an eine Tradition denken, die eben über andere, uns heute nicht mehr bekannte Bauten gegeben war.

Was die Erschließung der baulichen Reste angeht, handelt es sich um eine vorbildliche Arbeit. Die Art der Planung, das Mauerwerk, konstruktive Details und schließlich die Einbettung in die Umgebung und die Datierung sind mit großer Sorgfalt dargestellt und mit aller Vorsicht und gebotenen Zurückhaltung ausgewertet worden. Insofern bildet die Publikation gewiß einen bleibenden Gewinn. Das beherrschende Thema dabei ist der Kuppelbau, von dem ja die Untersuchungen auch ausgingen. Die Kuppelkonstruktionen sind durch die photogrammetrischen Aufnahmen mit äußerster Präzision erfaßt und die technischen Voraussetzungen, die sich für den übrigen Aufbau ergeben, berücksichtigt worden. Darin entspricht der vorliegende Band dem hohen Standard seiner beiden Vorgänger, die die Podiumrundbauten behandelten. So gut wie ganz sind allerdings die Fragen nach der Funktion ausgeblendet. Wer Auskunft darüber erhalten möchte, warum Konstantin nun gerade diese Form als Mausoleum für sich wählte, wer wissen will, welche Vorgänge man sich in den Bauten vorstellen könnte, wo der Sarkophag stand oder welche Zeremonien sich darin abspielten, der wird keine Hinweise finden. So würde z.B. der Porphyrsarkophag in seiner Größe hervorragend in eine der Rechtecknischen passen, so daß auf allen Seiten noch ein Umgang von ca. 1 m bliebe. Weswegen allgemein im 4. und 5. Jahrhundert die Kuppelbauten so beliebt waren – wobei gerade auch die funktionalen Aspekte gesehen werden sollten –, bleibt also ungeklärt. Es steht zu hoffen, daß der Verfasser in den kommenden Bänden oder in einem gesonderten Beitrag einen Versuch zur Erklärung wagt. Aber auch so böten die bisher erschienenen Bände für eine derar-

tige Fragestellung eine hervorragende Grundlage. Sie werden in jedem Fall – vielleicht auch gerade in ihrer Freiheit von jeglichen spekulativen Erwägungen – lange ihren Wert als umfassende Dokumentation dieser bedeutenden Bauten behalten.

HENNER VON HESBERG
Archäologisches Institut
Universität zu Köln

Jutta Dresken-Weiland: Repertorium der christlich-antiken Sarkophag
Bd. 2: Italien mit einem Nachtrag Rom und Ostia, Dalmatien, Museen der Welt; Mainz: Philipp von Zabern 1998; XIX und 146 Seiten, 120 Tafeln; ISBN 3-8053-1989-4; DM 220,-

Endlich, mit fast dreißigjähriger Verzögerung, liegt der zweite Band des Sarkophagrepertoriums vor! Nach vielen Verzögerungen hatte Jutta Dresken-Weiland die Aufgabe 1993 übernommen (vgl. Vorwort S. VII) und das Werk – trotz kaum vorhandener Vorarbeiten – in sehr kurzer Zeit zum Abschluß gebracht.

Bekanntlich gibt es häufig mehrere Möglichkeiten zur Lösung eines Problems, deren jede in der Regel Vor- und Nachteile besitzt, so auch in diesem Falle. Für die Beantwortung der Frage, ob das Material topographisch, also alphabetisch nach den Aufbewahrungsorten (wie es in dieser Reihe durch Band 1 vorgegeben war), oder nach Gruppen zeitlicher und typologischer Zusammengehörigkeit angeordnet werden sollte, hat sich die Verfasserin vernünftigerweise für letztere Möglichkeit entschieden, „da bei dem für diesen Band willkürlich festgesetzten Material eine disparate Abfolge von höchst unterschiedlichen und zusammenhanglosen Stücken entstehen würde. Alle Stücke sind durch das alphabetische Verzeichnis am Ende des Bandes schnell zu ermitteln.“ (Seite IX). Wie vorteilhaft die typologische Anordnung ist, sieht man beispielsweise, wenn unter der Nr. 118 zwei Sarkophagfragmente zusammengefaßt sind, die sich in Berlin und Bonn befinden und deren Zusammengehörigkeit die Autorin schon vor drei Jahren nachgewiesen hat.

Gegenüber dem ersten Band des Repertoriums sind erfreuliche Neuerungen zu verzeichnen. Das Buchformat ist auf das anderthalbfache erhöht und den Bänden der ebenfalls vom Deutschen archäologischen Institut herausgegebenen Reihe *Die antiken Sarkophagreliefs* angeglichen. Dadurch wurden erheblich größere Abbildungen möglich, was vor allem den vollständiger erhaltenen Sarkophagen zu Gute kommt; für diese gibt es auch zahlreiche Detailaufnahmen von Einzelszenen der Reliefdarstellungen. Inhaltlich ist neu, daß sich in den Einzeltexten außer Beschreibungen auch Kommentare zu technischen, chronologischen, ikonographischen und typologischen Fragen finden. Hier verdanken wir Jutta Dresken-Weiland eine Fülle von Beobachtungen, die über den Inhalt der aufgelisteten Forschungsliteratur zu den einzelnen Katalognummern hinausgehen und das Ergebnis jahrelanger Beschäftigung mit dem Thema darstellen. Erfreulich ist, daß häufig auf Vergleichsstücke hingewiesen wird, die im ersten oder den noch folgenden Bänden des Repertoriums behandelt werden.